

PATRICK  
MODIANO

HOCHZEITS-  
REISE

ROMAN

SUHRKAMP



Der erfolgreiche Dokumentarfilmer Jean reist nach Paris. Freunde und Familie läßt er in dem Glauben, er sei nach Brasilien aufgebrochen. Doch in Wahrheit beginnt er eine Recherche. In Wohnungen, Cafés und Straßen sucht er nach Indizien und Relikten einer Frau, die ihn nie losgelassen hat. Jahre zuvor war er ihr sowie ihrem Ehemann Rigaud zum ersten Mal an der Côte d'Azur begegnet. Später trafen sie sich in Paris wieder, und wieder ein paar Jahre später erfuhr Jean in einem Mailänder Hotel von ihrem Selbstmord.

In Paris nun bezieht er eine Wohnung, von der er glaubt, Ingrid habe sie mit Rigaud bewohnt. Er beginnt, anhand von winzigen Details Ingrids Geschichte niederzuschreiben, in all ihren »disparaten Einzelheiten, die von einem unsichtbaren Faden zusammengehalten werden, einem Faden, der zu reißen droht und den man den Lauf eines Lebens nennt«.

Patrick Modiano, geboren 1945 bei Paris als Sohn einer Schauspielerin und eines jüdischen Emigranten, publizierte bereits im Alter von 22 Jahren seinen ersten Roman. 1978 erhielt er für *Die Gasse der dunklen Läden* den Prix Goncourt. 2014 wurde Modiano der Nobelpreis verliehen.

Im Suhrkamp Verlag sind von ihm u. a. erschienen: *Eine Jugend* (st 4615), *Villa Triste* (st 4616), *Die Gasse der dunklen Läden* (st 4617), *Pariser Trilogie* (st 4618), *Straferlaß* (st 4619) sowie *Sonntage im August* (st 4620).

Patrick Modiano  
Hochzeitsreise

*Roman*

Aus dem Französischen von  
Andrea Spingler

Suhrkamp Verlag

Die Originalausgabe erschien 1990 unter dem Titel

*Voyage de noces*

bei Gallimard.

eBook Suhrkamp Verlag Berlin 2014

Der vorliegende Text folgt der 1. Auflage der Ausgabe des suhrkamp taschenbuchs 4621

© Suhrkamp Verlag Berlin 1991

© Éditions Gallimard, 1990

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Für Inhalte von Webseiten Dritter, auf die in diesem Werk verwiesen wird, ist stets der jeweilige Anbieter oder Betreiber verantwortlich, wir übernehmen dafür keine Gewähr.

Rechtswidrige Inhalte waren zum Zeitpunkt der Verlinkung nicht erkennbar.

Umschlagfoto: IMAGNO/Franz Hubmann

Umschlag: hißmann, heilmann, hamburg

eISBN 978-3-518-73978-5

[www.suhrkamp.de](http://www.suhrkamp.de)

FÜR ROBERT GALLIMARD

Die Sommertage werden wiederkehren, aber die Hitze wird nie mehr so drückend sein und die Straßen nie mehr so leer wie an jenem Dienstag in Mailand. Es war der Tag nach dem 15. August. Ich hatte meinen Koffer zur Aufbewahrung gegeben, und als ich aus dem Bahnhof trat, hatte ich einen Augenblick gezögert: unter dieser bleiernen Sonne konnte man nicht durch die Stadt gehen. Fünf Uhr nachmittags. Vier Stunden Warten auf den Zug nach Paris. Ich mußte eine Zuflucht finden, und meine Schritte haben mich einige hundert Meter über eine Straße am Bahnhof entlang hinaus geführt bis zu einem Hotel, dessen imposante Fassade mir aufgefallen war.

Die Wandelgänge aus hellem Marmor boten Schutz vor der Sonne, und in der Kühle und im Dämmerlicht der Bar war man wie auf dem Grund eines Brunnens. Heute erinnert mich die Bar an einen Brunnen und das Hotel an einen riesigen Bunker, doch damals gab ich mich damit zufrieden, mit einem Strohhalm eine Mischung aus Grenadine und Orangensaft zu trinken. Ich hörte dem Barman zu, dessen Gesicht meinem Gedächtnis entschwunden ist. Er sprach mit einem anderen Gast, und ich wäre außerstande, das Aussehen und die Kleidung dieses Mannes zu beschreiben. Nur eines hat in meiner Erinnerung von ihm überdauert: seine Art, die Unterhaltung durch ein »Mah« zu interpunktieren, das klang wie ein trauriges Bellen.

Zwei Tage zuvor, am Vorabend des 15. August, hatte sich in einem Zimmer des Hotels eine Frau umgebracht. Der Barman erklärte, ein Krankenwagen sei gerufen worden, aber es habe nichts genützt. Am Nachmittag hatte er die Frau gesehen. Sie war an die Bar gekommen. Sie war allein. Nach dem Selbstmord hatte die Polizei ihn, den Barman, verhört. Er hatte ihnen nicht viele Einzelheiten liefern können. Eine Brünette. Der Hoteldirektor hatte eine gewisse Erleichterung empfunden, denn die Sache war dank der zu dieser Jahreszeit wenig zahlreichen Gäste unbemerkt geblieben. Im *Corriere* hatte an diesem Morgen eine Meldung

gestanden. Eine Französin. Was wollte sie im August in Mailand? Sie hatten sich zu mir umgedreht, als erwarteten sie, daß ich ihnen die Antwort gebe. Dann hatte der Barman auf französisch zu mir gesagt: »Im August darf man nicht hierher kommen. Im August ist in Mailand alles geschlossen.«

Der Andere hatte mit seinem traurigen »Mah« beigepflichtet. Und beide hatten mich mit mißbilligendem Blick betrachtet, um mich auch recht spüren zu lassen, daß ich eine Ungeschicklichkeit, ja, mehr als eine Ungeschicklichkeit, einen ziemlich schweren Fehler begangen hatte, indem ich im August in Mailand gestrandet war.

»Sie können es überprüfen«, hatte der Barman zu mir gesagt. »Nicht ein einziges Geschäft offen heute in Mailand.«

Ich habe mich in einem der gelben Taxis wiedergefunden, die vor dem Hotel standen. Der Chauffeur, der das Zögern des Touristen bemerkte, hat vorgeschlagen, mich zum Domplatz zu fahren.

Die Straßen waren leer und alle Geschäfte geschlossen. Ich habe mich gefragt, ob die Frau, von der sie vorhin sprachen, auch in einem gelben Taxi durch Mailand gefahren war, bevor sie ins Hotel zurückgekehrt war und sich umgebracht hatte. Ich glaube nicht, daß ich damals gedacht habe, das Schauspiel der ausgestorbenen Stadt könnte sie dazu gebracht haben, ihren Entschluß zu fassen. Im Gegenteil, wenn ich einen Begriff suche, der den Eindruck wiedergibt, den Mailand an diesem 16. August auf mich machte, dann fällt mir sofort ein: Offene Stadt. Die Stadt, so schien mir, gönnte sich eine Pause, und die Bewegung und der Lärm würden von neuem beginnen, da war ich sicher.

Auf dem Domplatz zu Füßen der Kathedrale irrten Touristen mit Mützen umher, und eine große Buchhandlung am Eingang zur Galleria Vittorio Emanuele war erleuchtet. Ich war der einzige Kunde und blätterte unterm elektrischen Licht in den Büchern. War sie am Tag vor dem 15. August in diese Buchhandlung gekommen? Ich hatte Lust, den Mann zu fragen, der im Hintergrund der Buchhandlung beim Regal mit den Kunstbänden an einem Schreibtisch saß. Aber ich wußte fast nichts über sie, außer daß sie brünett und Französin war.

Ich bin die Galleria Vittorio Emanuele entlanggegangen. Alles, was es in Mailand an Lebendigem gab, hatte sich dorthin geflüchtet, um den mörderischen Sonnenstrahlen zu entkommen: Kinder um einen Eisverkäufer herum, Japaner und Deutsche, Südtaliener, die die Stadt zum ersten Mal besuchten. Drei Tage zuvor wären wir uns vielleicht in der Galleria begegnet, diese Frau und ich, und da wir beide Franzosen waren, hätten wir ein Gespräch angeknüpft.

Noch zwei Stunden bis zum Zug nach Paris. Erneut bin ich in eins der gelben Taxis gestiegen, die in einer Reihe auf dem Domplatz warteten, und habe dem Fahrer den Namen des Hotels genannt. Es wurde Abend. Die Straßen, die Gärten, die Trambahnen dieser fremden Stadt und die Hitze, die einen noch mehr isoliert, all das stimmt heute für mich mit dem Selbstmord dieser Frau überein. Doch damals im Taxi sagte ich mir, daß es ein unglücklicher Zufall gewesen sei.

Der Barmann war allein. Wieder hat er mir eine Mischung aus Grenadine und Orangensaft serviert.

»Na, haben Sie's gesehen ... Die Geschäfte in Mailand sind geschlossen ...«  
Ich habe ihn gefragt, ob die Frau, von der er vorhin gesprochen hatte und von der er respektvoll und hochtrabend sagte, sie habe »ihrem Leben ein Ende bereitet«, schon lange vorher ins Hotel gekommen sei.

»Nein, nein ... Drei Tage, bevor sie ihrem Leben ein Ende bereitet hat ...«

»Woher kam sie?«

»Aus Paris. Sie wollte Freunde treffen, die in Ferien im Süden waren. Auf Capri ... Die Polizei hat das gesagt ... Morgen soll jemand von Capri kommen, um all die Angelegenheiten zu regeln.«

All die Angelegenheiten regeln. Was hatten diese trostlosen Worte mit dem blauen Himmel, den Meeresgrotten, der sommerlichen Leichtigkeit gemein, die Capri beschwor?

»Eine sehr hübsche Frau ... Hier hat sie gesessen ...« Er zeigte auf einen Tisch ganz hinten.

»Ich habe ihr das gleiche serviert wie Ihnen ...«

Mein Zug nach Paris fuhr jetzt ab. Draußen war es dunkel, doch die Hitze war noch genauso erstickend wie mitten am Nachmittag. Ich überquerte



die Straße, den Blick auf die monumentale Fassade des Bahnhofs gerichtet. In der riesigen Halle der Gepäckaufbewahrung habe ich alle meine Taschen nach dem Zettel durchsucht, der mich wieder in den Besitz meines Koffers bringen sollte.

Ich hatte den *Corriere della Sera* gekauft. Ich wollte die der Frau gewidmete Meldung lesen. Diese Frau war sicher auf dem Bahnsteig, auf dem ich mich jetzt befand, aus Paris eingetroffen, und ich würde den umgekehrten Weg zurücklegen, fünf Tage später ... Welch sonderbare Idee, hierher zu kommen und sich umzubringen, wenn Freunde auf Capri warteten ... Es gab vielleicht ein Motiv für diese Handlung, das mir für immer verborgen bleiben würde.

Mailand, ich bin letzte Woche wieder dort gewesen, aber ich habe den Flughafen nicht verlassen. Es war nicht mehr wie vor achtzehn Jahren. Ja: achtzehn Jahre, ich habe die Jahre an den Fingern abgezählt. Diesmal habe ich kein gelbes Taxi genommen, um mich zum Domplatz und zur Galleria Vittorio Emmanuele fahren zu lassen. Es regnete, ein schwerer Juniregen. Kaum eine Stunde Wartezeit, und ich würde in ein Flugzeug steigen, das mich nach Paris zurückbrächte.

Ich war Transitreisender und saß in einer großen verglasten Halle des Mailänder Flughafens. Ich habe an jenen Tag vor achtzehn Jahren gedacht, und zum ersten Mal seit dieser ganzen Zeit hat die Frau, die »ihrem Leben ein Ende bereitet hat« – wie der Barman sagte –, wirklich angefangen, mich zu beschäftigen.

Die Flugkarte nach Mailand, hin und zurück, hatte ich am Vortag auf Gerätewohl in einem Reisebüro der Rue Jouffroy gekauft. Zu Hause hatte ich sie ganz unten in einem meiner Koffer versteckt, wegen Annette, meiner Frau. Mailand. Ich hatte die Stadt auf gut Glück unter drei anderen gewählt: Wien, Athen und Lissabon. Das Ziel spielte keine Rolle. Das einzige Problem war, ein Flugzeug zu wählen, das zur selben Zeit abfliegen würde wie das, mit dem ich nach Rio de Janeiro fliegen sollte.

Sie hatten mich zum Flughafen begleitet: Annette, Wetzell und Cavanaugh. Sie legten diese falsche Munterkeit an den Tag, die ich zu Beginn unserer Expeditionen oft bemerkt hatte. Ich bin nie gern verreist, und an diesem Tag noch weniger als sonst. Ich hatte Lust, ihnen zu sagen, daß wir über das Alter hinaus seien, in dem man diesen Beruf ausübt, der mit dem altmodischen Namen »Forschungsreisender« bezeichnet werden muß. Würden wir noch lange unsere Dokumentarfilme im Pleyel-Saal oder in immer seltener werdenden Provinzkinos vorführen? Wir hatten, als wir sehr jung waren, dem Beispiel unserer Vorfahren folgen wollen, doch es war schon zu spät für uns. Es gab kein unberührtes Land mehr zu erforschen.

»Ruf uns an, sobald du in Rio bist ...«, hat Wetzels gesagt.

Es handelte sich um eine Routineexpedition: ein neuer Dokumentarfilm, den ich drehen sollte und der wie so viele andere *Auf den Spuren von Colonel Fawcett* heißen würde, ein Vorwand, um einige Dörfer am Rand des Mato Grosso zu filmen. Diesmal hatte ich beschlossen, daß man mich in Brasilien nicht zu sehen bekäme, aber ich wagte nicht, es Annette und den anderen zu gestehen. Sie hätten nichts begriffen. Und außerdem wartete Annette auf meine Abreise, um mit Cavanaugh allein zu sein.

»Umarme die brasilianischen Freunde«, hat Cavanaugh gesagt.

Er spielte auf das Technikerteam an, das schon abgereist war und mich auf der anderen Seite des Ozeans im Hotel Souza in Rio de Janeiro erwartete. Nun, sie könnten lange auf mich warten ... Nach achtundvierzig Stunden käme allmählich eine leichte Unruhe über sie. Sie würden in Paris anrufen. Annette würde das Telefon abheben, Cavanaugh nähme den Hörer.

Verschwunden, ja, ich war verschwunden. Wie Colonel Fawcett. Doch mit dem Unterschied: ich hatte mich schon zu Beginn der Expedition verflüchtigt, was sie noch mehr beunruhigte, denn sie würden feststellen, daß mein Platz im Flugzeug nach Rio leer geblieben war.

Ich hatte ihnen gesagt, daß es mir lieber wäre, wenn sie mich nicht bis zum Abflug begleiteten, und ich hatte mich zu der kleinen Gruppe umgedreht mit dem Gedanken, daß ich sie nie mehr im Leben wiedersehen würde. Wetzels und Cavanaugh gaben sich frohgemut wegen unseres Berufs, der nicht wirklich einer war, sondern eine Weise, den Kindheitsträumen nachzujagen. Würden wir noch lange alte junge Leute bleiben? Sie schwenkten die Arme zum Zeichen des Abschieds. Annette hatte mich gerührt. Sie und ich, wir waren genau gleich alt, und sie war eine dieser etwas verblühten Däninnen geworden, die mich anzogen, als ich zwanzig war. Damals waren sie älter als ich, und ich liebte ihre beschützende Sanftmut.

Ich wartete, bis sie die Halle verlassen hatten, um zum Abflug nach Mailand zu gehen. Ich hätte sofort heimlich nach Paris zurückkehren können. Doch ich verspürte das Bedürfnis, zunächst einen Abstand zwischen sie und mich zu bringen.

Einen Augenblick lang war ich in dieser Wartehalle für Transitreisende versucht, aus dem Flughafen hinauszugehen und dem gleichen Weg durch die Straßen Mailands zu folgen wie damals. Doch es war unnötig. Sie war nur zufällig zum Sterben hierhergekommen. Ich mußte ihre Spuren in Paris finden.

Auf dem Rückflug überließ ich mich einem Gefühl der Euphorie, wie ich es seit meiner ersten Reise mit fünfundzwanzig Jahren zu den pazifischen Inseln nicht mehr erlebt hatte. Danach hatte es noch viele andere Reisen gegeben. Das Beispiel von Stanley, Savorgnan, Brazza und Alain Gerbault, von deren Taten ich in meiner Kindheit gelesen hatte? Vor allem das Bedürfnis zu fliehen. Ich fühlte es in mir, heftiger denn je. Hier, in diesem Flugzeug, das mich nach Paris zurückbrachte, hatte ich den Eindruck, weiter noch zu fliehen, als wenn ich, wie ich es hätte sollen, in das Flugzeug nach Rio gestiegen wäre.

Ich kenne zahlreiche Hotels in den Randbezirken von Paris, und ich hatte beschlossen, sie regelmäßig zu wechseln. Das erste, in dem ich ein Zimmer gemietet habe, war das Hotel Dodds an der Porte Dorée. Dort lief ich keine Gefahr, Annette zu begegnen. Nach meiner Abreise hatte Cavanaugh sie sicherlich mit in seine Wohnung in der Avenue Duquesne genommen. Vielleicht hatte sie von meinem Verschwinden nicht gleich erfahren, denn niemand – nicht einmal Wetzl – wußte, daß sie die Geliebte von Cavanaugh war, und das Telefon wird bei uns, in der Cité Véron, vergebens geläutet haben. Und dann, nach einigen Tagen ihres Honigmondes, war sie schließlich doch auf einen Sprung in die Cité Véron gegangen, wo sie – wie ich vermute – ein Telegramm erwartete: »Team Rio sehr besorgt. Jean nicht im Flugzeug vom 18. Dringend Hotel Souza anrufen.« Und Cavanaugh war zu ihr in die Cité Véron gekommen, um ihre Beklommenheit zu teilen.